

A person in medieval-style armor and a fur-lined cape stands in a field. The armor is dark and textured, with a fur-lined cape draped over their shoulders. The person's hands are clasped in front of them. The background is a soft, hazy landscape. The entire image is framed by an ornate, decorative border.

Ulrich Hefner

EIN LEISER
WIND
DER FRYHEIT
HIESS

Weltbild

Als der Ritter Lienhardt von der Thann im Herbst 1524 von den Schlachtfeldern im Süden in seine Heimat zurückkehrt, gerät er unwissentlich mitten hinein in den beginnenden Bauernaufstand.

Ein Versprechen will er einlösen, ein Versprechen, das er einem einfachen Bauernsohn aus Lennach gegeben hatte, der ihm vier Jahre zuvor auf dem Schlachtfeld bei Villalar das Leben bewahrte.

Bei Rothenburg begegnet er einem Ritter und verhindert dessen Ermordung. Der Ritter ist kein geringerer als Florian Geyer zu Giebelstadt. Den Mächtigen ist Geyer ein Dorn im Auge, ist er doch ein Freund der Bauern. Lienhardt von der Thann verpflichtet sich, dem Geyer bei der Befreiung von Würzburg zu helfen. Doch hoch oben über der Stadt thront ein übermächtiger und unerbittlicher Feind. Es beginnt ein Wettlauf gegen die Zeit.

Aber auch Sebastian Steinmetz, der Bauernsohn aus Lennach, ist längst schon auf dem Weg...

Ulrich K. Hefner

Ein leiser Wind der Fryheit hieß

... aus den Wirren des Bauernkrieges

Roman
Anno 1524

Weltbild

Der Autor

Ulrich Hefner, geboren 1961 in Bad Mergentheim, hat neben seiner Laufbahn als Polizeibeamter bereits vier Romane veröffentlicht. Er ist verheiratet, hat zwei Kinder und lebt mit seiner Familie in Lauda, Baden-Württemberg. Er ist u.a. Mitglied in den Autorenvereinigungen »Das Syndikat« und »Die Polizei-Poeten« und Gewinner des eScript Literaturpreises des ZDF.

Besuchen Sie uns im Internet:

www.weltbild.de

Genehmigte Lizenzausgabe © 2016 by Weltbild GmbH & Co. KG, Steinerne Furt, 86167 Augsburg

Copyright der Originalausgabe © 2000 by Ulrich Hefner

Dieses Werk wurde vermittelt durch die Michael Meller Literary Agency GmbH, München.

Covergestaltung: Atelier Seidel - Verlagsgrafik, Teising

Titelmotiv: © Thinkstockphoto

E-Book-Produktion: Datagroup int. SRL, Timisoara

ISBN 978-3-95973-214-7

**Ich war der Welt rein abgestorben,
bis dass es Gott Zeit dünkte...**

Martin Luther, anno 1505

gewidmet
meinem Vater, der am 18. Januar 2000 starb.
Auch er kämpfte gegen einen übermächtigen Feind,
und doch er starb aufrecht und ungebrochen.

Prolog:

**Wir Wollens Gott vom himmel clagen
kirie eleyson,
Das wir die Pfaffen nicht zue tot sollen
schlagen,
kirie eleyson**

Pfeiferhannes zu Niclashausen

Der Stern des Mittelalters verblasste und die dunklen Wolken einer neuen Ära tauchten die Welt in ein totenbleiches Licht. Es war eine schlimme Zeit und es schien, dass selbst Gott sich von den Menschen abgewandt hatte. Die alte Ordnung ward erschüttert. Das Rittertum, das lange Jahre über ein zersplittertes und gespaltenes Land gewacht hatte, war nur noch ein hohler totenbleicher Knochenschädel, nutzlos und dem Untergang geweiht. Der herrschsüchtige Adel und die habgierigen Kirchenfürsten bereicherten sich auf Kosten des einfachen Mannes, und ein Menschenleben zählte weniger, als das vertrocknete Korn auf den dürren und abgezehrten Feldern. Falsche Propheten, arglistige und heuchlerische Herren und der schwache Kaiser stürzten das Reich in ein Chaos und es drohte in einem Meer aus Blut und Tränen zu versinken. Ein süßlicher Gestank erfüllte die Luft, der Geruch von Elend und Vernichtung. Gevatter Tod stand bereit, und reichhaltig war seine Ernte. Nicht Hunger, Krankheit und Pestilenz allein bedrohten die Menschen, in erster Linie war es der Kampf um Macht, Einfluss und Geld. Pfründeerhalt und Machthunger standen auf den Fahnen derer, die das Land beherrschten und mit Hinterlist und Tücke regierten. Manch einfacher Bauersmann hatte es über die Jahre zu einem bescheidenen Wohlstand gebracht, doch eben dieser Wohlstand veränderte auch dessen Gedanken. Ein neues Selbstwertgefühl erwachte. Ein Selbstwertgefühl, das die Autorität und den Einfluss der Herrschenden bedrohte. Adel und Klerus erließen immer neue Gesetze, erhoben immer neue Steuern und Abgaben und versuchten, die jungen und aufstrebenden Ideen im Keime zu ersticken. Durch Verrat und Intrigen wurden freie Bauern zurück in die Leibeigenschaft gezwungen. Gezwungen einem Herrn zu dienen, den sie nicht wollten und nicht brauchten. All diese Schändlichkeit erweckte einen unstillbaren Hunger nach Freiheit und Gerechtigkeit. Ein lauer Wind wehte durch das Land, der nicht nur Wolken mit sich führte. Auch ein Rufen wohnte in ihm, und aus dem Rufen wurde ein Schreien, ein Brüllen, das nicht lange ungehört bleiben sollte.

Heimlich, im Schutze der Nacht, in der Abgeschlossenheit der Wälder, auf Lichtungen, Wiesen und Feldern, dort trafen sie sich. Ein Schuh, aufgesteckt auf einer Lanze, ein gebundener Schuh, war ihr Zeichen. Und so erhoben sich die Bauern, folgten diesem heiligen Symbol, und Feuer und Rauch stiegen dem Himmel entgegen.

Sie zogen durch das Land, und aus einzelnen Scharen bildeten sich Fähnlein und Haufen.

Im Glauben an ihre gerechte Sache schritten sie voran, bereit dafür zu sterben, und Gott der Gerechte ward mit ihnen. Und aus dem leisen Wind wurde ein Orkan, der den Herren mächtig ins Gesicht blies.

Ein naturhaftes Begehren kann unmöglich vergeblich und sinnlos sein.

Thomas von Aquin

23. April 1521, Villalar, Kastilien

Es war ein regnerischer Tag, dieser 23. April im Jahre des Herrn 1521. In einem kleinen Seitental, nahe Villalar in Spanien, war das riesige Heer von Kaiser Karl dem V. in Schlachtordnung angetreten. Sebastian Steinmetz saß stolz auf seinem Pferd und blickte auf das bunte Gewimmel jenseits des Tales auf den gegenüberliegenden Hügeln. Die Comunidades, eine Streitmacht der reichen kastilischen Städte, hatte Aufstellung genommen, um das kaiserliche Heer endgültig aus der Region zu vertreiben. Lienhardt von der Thann, Feldhauptmann und Ritter, führte die Rotte der kaiserlichen Reiterei, zu der auch Sebastian Steinmetz gehörte. Die rotweiße Fahne hing schlaff und nass herab. Unaufhörlich tropfte der Regen von Sebastians Kesselhaube und traf den silberglänzenden Brustharnisch.

Stille lag über dem Tal. Nur ab und zu schnaubte eines der geharnischten Pferde. Schon seit einer halben Stunde standen sich die beiden Armeen wie in Erz gegossen gegenüber. Reiter, Fußknechte und Artillerie warteten auf den günstigen Augenblick. Plötzlich galoppierte die feindliche Reiterei an, und der Nachhall der Geschütze donnerte durch den Regentag. Die kaiserlichen Reiter zogen ihre Schwerter blank, und auch Sebastian tat es ihnen nach. Matt glänzte der kalte Stahl. Unerwartet riss der Himmel auf, und ein gleißend heller Sonnenstrahl fiel der Erde entgegen. Der Regen ebte ab. Kurz darauf setzten sich die kaiserlichen Reiter in Bewegung. Zuerst im Schritt, dann im Trab, dann galoppierten die beiden Reiterheere aufeinander zu. Noch immer feuerten die Geschütze der Comunidades, doch ihre Kugeln und Kartaunen schlugen fehl. Nun eröffneten auch die kaiserlichen Kanonen und Feldschlangen das Feuer und schleuderten ihre todbringende Fracht den Feinden entgegen. Die kaiserliche Artillerie zielte besser, denn allenthalben stürzten Pferdeleiber und begruben ihre Reiter unter sich. In der Mitte des weiten Tales prallten die Truppen aufeinander. Sebastian schwang sein Schwert. Wohl geschärft und geschliffen war es. Er selbst hatte es aus dem härtesten Stahl geschmiedet, denn das Schmiedehandwerk hatte er einst in Neckarsulm erlernt. Doch das war ein Leben zuvor. Nun galt es dieses Leben zu schützen. Hart schlug er zu, hart und erbarmungslos. So wie er es in all den Jahren im kaiserlichen Heer gelernt hatte. Wo auch immer sein Schwert traf, da hinterließ es gewaltige Spuren. Mühelos zerschnitt es die Gliedmaßen der Feinde, zertrümmerte ihre Schädel, drang in ihre Körper, hart und erbarmungslos. Blut, Speichel und Tränen flossen zu Boden. Doch schon nahten vom Hügel die feindlichen Pikadores mit ihren langen Spießen. Der tobende Kampf zersprengte die Rotte. Zusammen mit seinem Hauptmann und zwei weiteren Reitern verschlug es Sebastian an das östliche Ende des Schlachtfeldes. Tapfer wehrten sich die Seinen, doch die heranstürmenden Landsknechte in ihren bunten Pluderhosen kamen immer näher.

»Zurück ... wir müssen ...«, schrie ihm Lienhardt von der Thann zu. Plötzlich strauchelte Lienhardts Pferd, der Ritter stürzte zu Boden. Sebastian sah ihn fallen und lenkte seinen Braunen zu dem Gestrauchelten hinüber. Er zügelte den Hengst und stieg, trotz des schweren Brustharnisches, zu ihm herab. Lienhardt war unverletzt, aber es fiel ihm schwer, mit der hinderlichen Rüstung auf die Beine zu kommen. Zwei Reiter aus der Rotte

kamen nun ebenfalls heran. Feindliche Landsknechte verfolgten sie. So gut es ging, wehrten sie ihre Gegner ab, doch schon stürzte einer von ihnen, getroffen von einem Bolzen aus einer Armbrust aus dem Sattel. Das Pferd des Ritters hatte sich inzwischen erhoben und war wie ein Blitz davongerast. Sebastian blieb nichts anderes, als dem Ritter auf sein eigenes Pferd zu helfen.

Plötzlich waren die Pikadores heran. Ein langer Speiß durchbohrte den anderen Reiter. Der Mann war bereits tot, als er zu Boden stürzte. Lienhardt von der Thann raffte sich mit Sebastians Hilfe auf und schwang sich unbeholfen auf das Ross. Er zog Sebastian zu sich herauf, doch ehe dieser auf dem Rücken des Pferdes saß, durchbohrte ihn ein langer Speiß. Verbissen hielt Lienhardt den erschlafften Körper seines Freundes am Arme fest. Mit schier unbändiger Kraft zog er ihn an sich heran und gab dem Braunen die Sporen. Ängstlich schoss der Hengst vorwärts. Sebastian hing bewegungslos an der rechten Seite des Pferdes hinab, seine Beine schleiften über den Boden. Beharrlich umklammerte Lienhardt den Arm des Freundes. Der Braune galoppierte auf die eigenen Reihen zu. Erst als er am Fuße des Hügels in Sicherheit angekommen war, riss der Ritter mit der freien Hand an den Zügeln. Trotz seiner Erschöpfung ließ er Sebastian langsam und vorsichtig zu Boden gleiten, dann stieg er selbst vom Pferd.

Aus Sebastians Wunde tropfte dunkelrotes Blut. Tief war der Speiß durch das Brünnehemd in die rechte Schulter eingedrungen. Flach ging sein Atem, doch noch steckte Leben im sehnigen Körper des Kämpfers. Lienhardt kümmerte sich um den Verwundeten. Er war es dem Manne schuldig. Ohne ihn hätte er heute auf dem schlammigen Feld bei Villalar sein Leben verloren, und nun lag sein Retter vor ihm, im eigenen Blut. Die Schlacht tobte noch Stunden, doch am Ende waren die Comunidades geschlagen und die meisten ihrer Anführer verhaftet. Noch am selben Tage rollten ihre Köpfe in den Schlamm des kastilischen Tales - Schlamm, gebildet aus Erde, Wasser und einer Unmenge von Blut.

Als der Bader und einige Trossweiber unweit von Lienhardt vorüberzogen, befahl er ihnen, sich um den Verwundeten zu kümmern. Der Bader erkannte die Abzeichen des Hauptmannes und gehorchte. Er beugte sich zu dem Ohnmächtigen hinab. Behutsam hielt er sein Ohr an Sebastians Mund, doch bald darauf blickte er auf und schüttelte den Kopf. Der Ritter schaute ihm ungeduldig über die Schultern. Als der Bader sich wortlos davonmachen wollte, hielt Lienhardt den Mann zurück, zog den Dolch aus seiner Scheide und presste ihn an des Baders dürrer Hals. Der Heilkundige riss voller Angst die Augen auf und schickte ein Stoßgebet zum Himmel. Doch Lienhardt senkte das Messer, beugte sich über den Verletzten und hielt die Schneide dicht an Sebastians Mund. Deutlich erkannte man den Atem des Verwundeten auf dem blanken Stahl.

»Was bist du für ein falscher Hexenmeister, dass du die Lebenden nicht von den Toten unterscheiden kannst?« stieß Lienhardt mit kalter Stimme hervor.

»Aber seht selbst Herr, es geht zu Ende mit ihm«, stammelte der Kerl beklommen.

»Wenn er wegen deiner Untätigkeit stirbt, dann wird auch dein Blut in die Erde sickern«, sagte Lienhardt und hob den Dolch drohend in die Höhe. Die Geste verfehlte ihre Wirkung nicht. Sofort rief der Bader einige Trossweiber zu sich, und sie begannen, den Verletzten zu entkleiden.

So verging Stunde um Stunde, Tag für Tag, und aus Tagen wurden Wochen. Sebastian lag auf seinem Lager in einem alten Gasthof vor den Mauern Segovias. Eine alte Frau umsorgte ihn. Doch anfangs war er so manche Nacht dem Tode näher als dem Leben. Lienhardt tat alles, damit sich Sebastian wieder erholte. Er bezahlte das Lager und die Pflege, löhnte ein Heer von Heilkünstlern und Feldscheren, ließ Kräuterauflagen und Tränke bereiten und ließ nichts aus, um seinem Freund und Lebensretter zu helfen. Doch erst Wochen später ging es Sebastian wieder so gut, dass er sich aufsetzen und feste Nahrung zu sich nehmen konnte.

Die Toten von Villalar waren längst begraben und zu Staub zerfallen. Doch der Aufruhr nahm kein Ende, denn hier und da gab es immer wieder einige Scharmützel mit versprengten Renegaten. Lienhardt diente noch immer im Heer des Kaisers und befehligte ein kleines Reiterheer, doch die Hauptmacht war schon lange weitergezogen. Der Kaiser hatte die Schlacht in Kastilien gewonnen und wieder einmal seine Soldaten entlassen. Bald schon würde er sie erneut rufen und um sie werben, denn überall im Reich war die Unruhe groß.

Es war ein lauer Oktoberabend, die Sonne ging bereits unter, als ein Reiter auf das kleine Gehöft bei Segovia zuritt. Im Hof zügelte er sein Pferd. Behende stieg er ab. Die Zügel gab er einem der herbeieilenden Knechte. Der Mann war hier wohlbekannt, schließlich kam er für die Übernachtung und die Verpflegung eines Dauergastes auf. Sebastian Steinmetz saß, wie so oft, auf der alten Holzbank unweit des Stalles und blickte hinaus in den Sonnenuntergang. Er schaute nicht einmal auf, als sich der Reiter neben ihn setzte. »Es ist jeden Tag aufs Neue ein überwältigendes Schauspiel«, sagte er leise und griff nach seinem Becher.

»Wie geht es dir heute?« fragte Lienhardt von der Thann und musterte seinen Freund, der nachdenklich und verloren ins Weite blickte. Sebastian Steinmetz hob den rechten Arm in die Höhe und streckte ihn aus. Dann ließ er seine Finger spielen, ballte sie zur Faust und öffnete sie wieder.

»Ich sehe, du bist fast wieder der Alte. Bald wirst du dich wie gewohnt bewegen können. Dann hast du es überstanden und kannst wieder Bäume ausreißen.«

»Ich bin schon zufrieden, wenn die Schmerzen endlich von mir weichen. Noch immer spüre ich dieses Bohren und Hämmern, aber es wird von Tag zu Tag besser. Die alte Hexe versteht ihr Handwerk. Jeden Tag legt sie mir Kräuter auf, und ich spüre fast, wie dieses Hexengebräu den Schmerz aus meinen Gliedern zieht. Wie war deine Jagd, hattest du Erfolg?« fragte Sebastian Steinmetz beiläufig.

Lienhardt nickte nur. Als ein Knecht an ihm vorüberging, wies er ihn an, ihm einen Becher Wein zu bringen.

»Wir haben ihn gefangen, Hernandez ist in unserer Hand. Morgen schon soll er gerichtet werden. Seine Kampfgenossen sind allesamt gefallen. Sie liefen uns bei Aranda in die Falle. Siebzehn Mann. Es war fast wie damals. Überall nur Blut. Keiner hat überlebt«, antwortete Lienhardt, und in seiner Stimme lag ein leichter Hauch von Kummer, der auch Sebastian nicht verborgen blieb.

»Was ist mit dir los? Es scheint, dass du keine Freude über deinen Sieg empfindest«,

bemerkte Sebastian und musterte den Hauptmann. Lienhardt aber räusperte sich, ein Seufzer kam über seine Lippen, dann sagte er: »Wir haben eine lange Zeit miteinander verbracht. Obwohl wir beide unterschiedlicher Herkunft sind, wurdest du mein Freund. Ich verdanke dir mein Leben und werde nie vergessen, was du für mich getan hast. Ich weiß noch, wie du damals zu mir in meine Rotte kamst. Mein gutes Schwert, meine letzte Erinnerung an die Heimat, war zerbrochen, und du hast mir eine neue Klinge geschmiedet. Über all die langen Jahre warst du mir ein treuer Gefährte. Doch nun ist Zeit für den Abschied. Der Kaiser hat mich nach Pavia abberufen. Morgen schon breche ich auf.«

Sebastian blickte stumm zu Boden. Er hatte es befürchtet, hatte diesen Tag kommen sehen, doch niemals hätte er gedacht, dass es so bald sein würde.

»Wohin wirst du gehen?« fragte Lienhardt neugierig..

»Nach Hause«, antwortete Sebastian. »Nach Lennach, obwohl ich nach all den Jahren gar nicht mehr recht weiß, wo mein Zuhause überhaupt ist. Ich besitze 185 Gulden. Sold und Beutegeld. 185 Gulden für sieben Jahre Dienst im kaiserlichen Heer. Vielleicht reicht es, mir einen eigenen Hof aufzubauen. Als Schmiedegeselle werde ich wohl nicht mehr arbeiten können.«

Lienhardt nickte stumm, dann griff er in seine Jacke und zog einen Beutel hervor. Er reichte ihn Sebastian, und als dieser zögerte, legte er ihm den Beutel einfach in den Schoß. Sebastian blickte den Ritter fragend an. Dann öffnete er die Schnur und schüttete den Inhalt auf den kleinen Tisch. Drei Goldgulden fielen klimpernd auf das vertrocknete Holz.

»Was soll das, du gibst mir Geld? Bei all dem, was du für mich getan hast. Du hast mein Leben gerettet. Ich stehe tief in deiner Schuld. Ich will dein Gold nicht. Freunde brauchen sich nicht zu bezahlen, unsere Zeche ist beglichen«, sagte Sebastian und seine Stimme klang ärgerlich, ja fast beleidigt.

»Nicht ich habe dein, sondern du hast mein Leben gerettet. Du hast mich aus größter Not befreit und dein Leben dabei riskiert. Es war nur recht und billig, was ich für deine Genesung tat. Noch immer schulde ich dir ein Leben, und dieses Gold soll eine Anzahlung dafür sein. Ich will dich nicht bezahlen. Ich will, dass du damit ein neues Leben beginnst. In Lennach oder dort, wo immer du willst. Irgendwann wird auch meine Zeit hier im Süden zu Ende gehen, dann werde ich dich besuchen. Ich werde dich finden, wo immer du auch bist und den Rest meiner Schuld begleichen. Darauf gebe ich dir mein Wort«, sprach Lienhardt von der Thann feierlich, dann griff er zu seinem Becher und tat einen kräftigen Schluck. Doch Sebastian steckte die Goldgulden zurück in den Beutel und schob sie dem Ritter zu. Lienhardt aber wehrte ab.

»Ist dir mein Geld nicht gut genug?«

»Lienhardt von der Thann, Hauptmann der kaiserlichen Reiterei. Edler zu Weilburg, wenn ich könnte, würde ich dir die Gulden in deinen hochwohlgeborenen Rachen stopfen! Ich brauche keine Almosen und am Wenigsten von dir. Deine Freundschaft ist mir Lohn genug. So nimm den Beutel, bevor ich ihn dir um die Ohren schlage«, stieß Sebastian gekränkt hervor. Doch Lienhardt schob den Beutel wieder zurück.

»So nimm es denn als Lehen. Mach etwas daraus. Wenn du in Not kommst, dann nutze

sie. Andernfalls hebe sie für mich auf. Hier in dieser kargen und staubigen Landschaft ist der Wein so schlecht, dass es sich nicht lohnt, gutes Geld dafür zu geben«, antwortete Lienhardt mit schallendem Gelächter. Sebastian blickte den Ritter ungläubig an, noch immer lag Entrüstung und Ablehnung in seinen Augen, doch diese kindliche Naivität, dieser verschmitzte Ausdruck in Lienhardts Gesicht, diese liebenswerten und ehrlichen Lachfalten auf der Stirn beschwichtigten ihn. Sebastian konnte nicht mehr anders. Seine ganze Empörung wurde hinweggerafft, er trank in einem Meer des Lachens. Wie ein Gebirgsbach brach es aus ihm heraus. Gluckernd, gurgelnd, plätschernd. Sebastian lachte. Er lachte lauthals, schallend und nach all dieser langen Zeit des Schmerzes endlich wieder fröhlich. Ihr Lachen tönte über den Hof, sprang über die Mauern hinweg, bis es sich in der Ferne verlor. Schließlich lenkte Sebastian ein.

»Gut, ich hab´ dein Wort als Edelmann. Du wirst mich besuchen. Schwör´ es bei deiner Ehre, so will ich das Geld nehmen. Aber wehe, wenn du dich nicht an dein Versprechen erinnerst! Ich werde auf dich warten. Versprich mir in die Hand, dass du nach Lennach kommen wirst, denn dorthin führt mich mein Weg«, sagte Sebastian ernst. Alles Lachen war aus seinem Gesicht gewichen. Auch Lienhardt lachte nun nicht mehr. Er griff nach seinem Becher und wartete, bis auch Sebastian seinen Becher in den Händen hielt, dann prosteten sie sich zu.

»Bei meiner Ehre, ich werde dich besuchen, so wahr edles Blut in meinen Adern fließt«, stieß er würdevoll hervor. Am nächsten Tage brach Lienhardt mit einer Schar Reiter nach Pavia auf. Sebastian aber blieb in dem kleinen Gasthof zurück. Es dauerte noch eine Woche, bis die Kräuterfrau ihre Behandlung abgeschlossen hatte und er seinen Heimweg antreten konnte. Er nahm sein Pferd, seinen Helm, seine Felddrüstung und den Beutel mit dem Sold und dem Beutegeld. 185 Gulden für sieben Jahre voller Gefahren und dem Unbill eines unsteten Lebens. Er fühlte fast keine Schmerzen mehr, und der Arm schien so kräftig wie zuvor. Vom Kämpfen aber hatte Sebastian genug. Keine weiteren Tränen, kein Blutvergießen mehr, das schwor er sich. So machte er sich auf den weiten Weg zurück nach Lennach. Im Dezember des selben Jahres kehrte er auf den Hof seines Vaters zurück.

Aber immer wenn das Wetter umschlug, dann schmerzte ihn seine Wunde. Doch dieser Schmerz erinnerte ihn an das Versprechen, das Lienhardt von der Thann ihm, dem einfachen Mann, mit auf den Weg gegeben hatte. »Eines Tages werden wir uns wiedersehen!«

Kapitel 1.

Kein man was do so alt, der solch wunder ye hett gesehenn die niklashauser fahrt

Das lange und flache Tal lag weit hinter ihm, und der Weg stieg steil an, trotzdem gab der Ritter seinem Pferd die Sporen. Als er die ersten Bäume des dichten Waldes erreichte, schnaubte der edle Hengst wild.

Lienhardt von der Thann, dessen Militärzeit vor einer Woche geendet hatte, zog das Packpferd näher an sich heran. Instinktiv spürte er, dass etwas nicht stimmte. Noch immer waren seine Sinne wach, noch immer war er ein Kämpfer, er konnte die Gefahr riechen, und hier roch es deutlich nach diesem schalen Geruch. Noch vor einigen Stunden hatte er in Meran, der großen Stadt an der Etsch verweilt, ehe er auf der alten Poststraße durch das Passeier Tal weitergezogen war. Er wusste, dass der Weg beschwerlich werden würde, doch auf seinen edlen und kräftigen Hengst konnte er sich verlassen. Der spanische Vollblüter hatte ihn schon durch manche Schlacht begleitet, schon manche Fährnis mit ihm bestanden, er war für ihn wie ein Freund. Auch er witterte die Gefahr, die dort im dichten Wald lauerte. Lienhardt streichelte das Pferd und blickte sich aufmerksam um. Niemand war zu sehen. Weder im hohen Gras neben dem Weg, noch hinter den Bäumen des Waldes. Doch alleine war er nicht, das wusste er. Unmerklich ließ er die Leine des Packpferdes los, dann umschloss er das Schwert mit seiner rechten Hand. Lienhardt trug eine Reithose, seinen Wams und darüber den warmen, pelzbesetzten Umhang, auf den das blauweiß geteilte Wappen des weilburgischen Hauses gestickt war. Seinen Harnisch, das Kettenhemd und den Helm hatte er auf seinem Packpferd zusammengeschnürt. Jetzt hätte er das Rüstzeug brauchen können. Nur kurz verhielt er, seine Sinne nahmen alles um ihn auf, seine Sehnen waren zum Zerreißen gespannt. Er war bereit. Zur Umkehr war es wohl zu spät. Er riss das Schwert aus der Scheide, dann gab er seinem Pferd die Sporen, und schon schnellte der Hengst nach vorn. Da kamen sie heraus aus ihren Verstecken, liederlich gekleidete Strauchdiebe in zerschlissener, einstmals bunter Landsknechtstracht. Zuerst waren es vier, dann fünf und schon wurden es immer mehr. Sie kamen von der Seite, aber auch aus dem Wald sprangen welche hervor. Ein Bolzen aus einer Armbrust gefeuert, schnellte nur knapp an ihm vorbei, doch das Pferd galoppierte weiter den Weg hinauf. Als vor ihm einer dieser Wegelagerer auftauchte, ritt er ihn einfach nieder. Plötzlich straukelte der Hengst. Es war, als ziehe jemand dem Tier die Beine weg. Lienhardt stürzte und fiel in hohem Bogen der Erde entgegen. Auf dem harten Weg schlug er auf und verlor das Schwert. Schon waren einige der Mordbuben heran. Lienhardt griff nach seinem Dolch. Ein schönes, ein gefährliches, ein todbringendes Messer, das er einst einem Sarazenen abgenommen hatte. Ein Körper tauchte vor ihm auf. Lienhardt sah das Schwert in der Hand des Strauchdiebes. Instinktiv duckte er sich, und das Zischen des Schwerthiebes ließ ihn zusammenzucken, kurz nur, schon stieß er den Dolch in die Höhe. Er spürte, wie das Messer durch das Fleisch des Angreifers schnitt, dem Feind mitten in die Brust drang. Ein

überraschter, gurgelnder Laut war alles, was der Beutelschneider noch von sich geben konnte. Schon sank er zu Boden. Doch Lienhardt hatte keine Zeit, seinen Sieg zu genießen. Schon spürte er die Gefahr, die von einem weiteren Mordbuben in seinem Rücken drohte. Mit vorgestrecktem Arm, das Messer fest in seiner Hand, in Halshöhe, wirbelte er herum und zerschnitt einfach die Kehle des Mannes. Lienhardt kämpfte wie ein Besessener. Sein Messer schwirrte durch die Lüfte, stach in weiches Fleisch, und das Blut der Angreifer spritzte ins feuchte Gras. Lienhardt schrie sich in Rage, und schon lag wieder einer dieser Räubergesellen tot auf der Erde. Doch immer mehr kamen nun heran, drangen aus dem Wald und stürzten sich in den Kampf. Es waren zu viele. Ein Schlag traf den Ritter am Kopf, und schon ging er zu Boden. Das häßliche, zahnlose Grinsen eines der Bösewichte war das Letzte, das er noch sah, dann schwanden ihm die Sinne. Die Mordgesellen hielten ihn für tot, entkleideten ihn und warfen ihn achtlos in den Straßengraben.

Es war schon dunkel, als er wieder erwachte. Sein Kopf schmerzte und sein Mund war trocken, doch am Schlimmsten war diese beißende Kälte. Er brauchte eine Weile, um zu sich zu kommen. Als er sich aufrichtete, schien ihm fast der Schädel zu zerspringen, überdies spürte er, dass er nackt war. Nackt bis auf die Haut. Noch bevor er den ersten Schritt machen konnte, ging er wieder zu Boden. Er war schwach, und seine Beine wollten ihm nicht so recht dienen, doch Lienhardt war ein Kämpfer. Er hatte in seinem Leben so manchen Kampf ausgefochten und so manche Wunde zierte seinen Körper. Er sammelte sich und versuchte es erneut, zuerst auf die Knie, dann nahm er alle Kraft zusammen und erhob sich. Er stand auf seinen Beinen, etwas wackelig zwar, aber bald kehrte die gewohnte Sicherheit zurück. Mit zusammengekniffenen Augen sah er sich um und wartete bis sein trüber Blick klarer wurde. Schemenhaft erkannte er die Bäume und den Weg. Langsam stolperte er voran. Er wusste nicht, wie spät es war, hatte alles Zeitgefühl verloren, doch eines wusste er, er musste sich bewegen. So zwang er sich, Schritt für Schritt. Er hatte einen starken Willen. Er wankte mehr, als das er ging. Weiter, immer weiter, immer tiefer in den Wald hinein. Erst als der ansteigende Weg wieder talwärts führte, sah er durch lichte Baumwipfel einige Sterne blinken. Obwohl sich seine Augen mittlerweile an die Dunkelheit gewöhnt hatten, war in dieser mondlosen Nacht so gut wie nichts zu erkennen. Außer den wenigen Sternen am Himmel sah er keine Lichter, und er hätte so viel darum gegeben, ein Feuer, den Schein einer Fackel oder einer Lampe zu erblicken.

Die Kälte wurde unerträglich, doch Lienhardt zog es weiter. Rast bedeutete Tod, er musste in Bewegung bleiben. So irrte er durch die Dunkelheit und schleppte sich voran. Die Umgebung um ihn herum verschwamm, und er ging weiter wie im Nebel. Als der Wald hinter ihm lag, und die Schwärze der Nacht einem farblosen Morgengrauen wich, versanken seine Sinne endgültig im abgrundtiefen Nichts. Er konnte nicht mehr. Er war am Ende seiner Kräfte. Er sank zu Boden, nur Kälte im Leib und bohrender Schmerz in seinem Kopf. Alles wurde so grenzenlos unbedeutend. Er schloss die Augen und schlief ein. Vielleicht für immer.

Bruder Servantus spürte es in seinen alten Knochen. Der Spätsommer neigte sich dem Ende zu. Bald würden die Blätter von den Bäumen fallen und die Herbstwinde durch das Passeier Tal schnauben. Diese Nacht war kalt gewesen. Es hatte zum ersten Mal wieder Frost gegeben.

Nach seinem Morgengebet machte er sich auf, um Feuerholz im nahen Wald zu sammeln. Er hatte es in einem Traumgesicht gesehen. Der Winter würde lange und hart werden. Gott würde ihm eine weitere Prüfung senden, ihm, dem Eremiten, dem Franziskanermönch, der die Einsamkeit liebte und die Menschen weit hinter sich gelassen hatte, um eins zu werden mit der Natur und mit Gott, dem Herrn. Nur hin und wieder verirrten sich ein paar Wandergesellen in das abgeschiedene Seitental der Tiroler Berge. Mit dem Bündel Holz auf dem Rücken, zusammengeschnürt mit einem ledernen Band, wanderte er wieder heimwärts. Am Waldrand stand seine Hütte. Ein einfaches Holzgerüst, die Wände mit dem Gras der nahen Wiesen und dem Ton der Erde ausgefüllt. Nur mit den Händen hatte er sich dieses Domizil erschaffen, und nur eine altersschwache Ziege war seine einzige Gefährtin. Von ihrer Milch lebte er, mit ihr redete er, und um sie sorgte er sich. Seine wachen Augen blickten sich aufmerksam um. Sein gebeugter Körper und der schlurfende Schritt ließen ihn schwächlich und alt erscheinen, doch jeder, der in seine Augen blickte, sah, wieviel Leben und Kraft noch in dem Alten steckte. Plötzlich hielt Bruder Servantus inne. Dort oben auf der Wiese, tief im Gras, dort lag etwas. Etwas Großes, etwas Sonderbares, etwas, das dort nicht hingehörte. Es war der nackte Leib eines Menschen. Servantus beschleunigte seinen Schritt und hielt auf den Körper zu, der dort regungslos im Grase lag. Aufgeregt ließ er sein Bündel fallen und beugte sich über den nackten Mann. Zweifellos hatte der Unbekannte eine Tortur hinter sich. Er sah die blutverkrustete Wunde am Schädel des Fremden, getrocknetes Blut am linken Ohr, den zerschundenen Körper, übersät von kleinen Risswunden und die schmutzigen und blutgefärbten Füße. Doch die Brust des Unglückseligen hob und senkte sich. Noch steckte etwas Leben in diesem Mann. Servantus, der Heilkunde mächtig, untersuchte den Fremden behutsam. Er atmete nur flach, aber regelmäßig. Auch das Herz schlug in gleichmäßigem Takt. Gevatter Tod hatte wohl noch keinen Gefallen an dieser Seele gefunden. Noch war er nicht reif für das Paradies - oder die Hölle. Doch er war ein Mensch, Gottes Geschöpf, und in seinem zerfurchten und narbigen Gesicht lagen ehrliche und gute Züge. Dieser Mensch konnte nicht böse sein, denn der Herr hatte ihn hierher geführt, hatte sie zusammengeführt. War dies eine Prüfung?

Servantus musste ihm einfach helfen. So kniete er sich vor die Beine des Verwundeten, griff nach seinen Armen und zog ihn zu sich heran. Mit unbändiger Kraftanstrengung schaffte er es, sich umzudrehen und den Fremden über seine Schultern zu legen. Dann richtete er sich auf. Er schleppte den Mann bis zu seiner Hütte. Zwar musste er unterwegs von Zeit zu Zeit verschnaufen, doch keiner hätte geahnt, dass noch so viel Kraft in dem alten Körper des Mönches steckte. Er bettete den Verwundeten auf ein Lager, wickelte ihn in Decken ein und betupfte die Stirn mit Wasser. Anschließend wusch er die Wunden aus. Dann lief er zurück an den Waldrand und holte das Holz, das er zuvor zurückgelassen hatte. Erst als es Abend wurde, und sich die dunklen Wolken vom Osten her über das Tal schoben, ließ er von dem Verletzten ab, um ein Gebräu aus Wurzeln und Kräutern zu

kochen. Den Sud goss er über ein Tuch und wickelte es um den Kopf des Mannes. Die verkochten Wurzeln zerstampfte er, bis ein zäher, übelriechender Brei daraus wurde, vermischte sie mit einer Creme und strich die Melange auf dessen Brust. Erst als er sich sicher war, alles getan zu haben, was an diesem Tage für den Unglücklichen zu tun war, zog er sich zum Gebet zurück. In der Nacht legte er sich neben das Lager des Fremden, und als dieser im Fieberwahn erwachte, sich unruhig hin und her wälzte und sich schließlich sogar erhob, hielt er ihn zurück. Servantus griff nach dem Becher, den er neben sich gestellt hatte und hielt ihn dem Fremden unter die Nase. Es dauerte nicht lange, da sank der Träumer wieder regungslos zurück. Ruhig und gleichmäßig ging von nun an sein Atem, und er schlief wieder ein. Auch Servantus legte sich, nachdem er Holz in der einfachen Feuerstelle nachgeschürt hatte, wieder zurück auf den harten Boden.

*

Es war gegen Mittag, als der Amtstreiter mit seinem Tross in dem kleinen Weiler Lennach, unweit von Neckarsulm, Einzug hielt. Sechs Reiter unter Waffen begleiteten die Wagen, und ein Trommler ließ seine Stöcke durch die Lüfte wirbeln, ehe er durch laute rhythmische Schlägen ihre Ankunft verkündete. Munter flatterte die Fahne des Lehnsherrn, des Grafen von Helfenstein, im Wind. Und ehe der Zug den Kirchplatz erreicht hatte, waren schon unzählige Bewohner des kleinen Dorfes zusammengelaufen und folgten den Wagen bis zu ihrem Ziel. Auf dem Kirchplatz hielt der Tross an. Zwei Reiter stiegen von ihren Pferden, und auch die Kutscher eilten hinzu. Direkt vor dem Gotteshaus bauten sie einen Tisch auf und stellten einen gepolsterten Stuhl dahinter. Dann kam der Amtmann heran, stieg von seinem Schimmel und nahm auf dem Stuhle Platz. Schon näherte sich einer der Kutscher mit einem ledergebundenen Buch und legte es vor seinem Herrn auf den Tisch. Erst als das kleine Tintenfass und der Federkiel neben dem Buche standen, hob der Amtmann die Hand. Der Trommler ließ wiederum seine Stöcke auf die fellbespannte Trommel sausen. Seine Schläge hallten durch das Dorf. Unmissverständlich forderten sie einen Jeden auf, zum Kirchplatz zu eilen. Der Amtmann ist da, der Amtmann ist da.

Ein jeder Lennacher hätte auf diesen Tag im Spätjahr verzichten können, denn wenn die Obrigkeit kam, dann ging sie meist nicht, ohne etwas Wesentliches mitzunehmen. Den Zehnt für die Pfaffen, Zins und Gült für den Grafen und die Herren und die Bede für die leere Kriegskasse des Kaisers. Nachdem der Trommelwirbel geendet hatte und immer mehr Bauern auf dem Kirchplatz erschienen waren, trat ein alter Mann aus der Menge hervor. Es war Konrad Heimbach, der Bauer vom Manfelder Hof und zugleich Dorfältester. Lennach war nur ein kleines Dorf, nicht viel mehr als 100 Einwohner lebten hier. Der ehemalige gräfliche Bauernhub war schon vor Jahren in sechs Höfe zerfallen. Doch auch Häcker und Tagelöhner hatten sich hier niedergelassen und gingen ihrer Arbeit nach. Die alte Mühle am kleinen Bach war schon lange nicht mehr in Betrieb, und auch die kleine Kirche mit dem mächtigen Turm stammte noch aus der Zeit, als Lennach ein gräflicher Gutshof war und sogar ein Pfarrer hier wirkte. Diese Zeit war jedoch lange vergangen, denn die schlechten Ernten der letzten Jahre und die Last der Abgaben trieben die

Bewohner auseinander. Immer geringere Erträge wurden eingefahren, denn der Boden war ausgezehrt und brauchte eine Pause. Doch es half alles nichts, keiner konnte es sich leisten, den Feldern ihre Zeit zur Erholung zu geben, wie sollten die Bauern sonst ihren Verpflichtungen dem Lehnsherrn, dem Grundherrn und dem Gerichtsherrn gegenüber erfüllen? Schließlich wollten auch die Pfaffen noch ihr Recht. Der Amtmann blickte auf. Ungeduldig musterte er den Alten, der sich ihm näherte und unterwürfig vor dem Tisch verharrte. Der alte Heimbach zog seinen schäbigen Hut und verbeugte sich höflich und ergebenst. Der Amtmann schlug das Buch auf. Gelangweilt lehnte er sich zurück und murmelte fast unverständlich in seinen Bart: »Bauern und Knechte zu Lennach, ihr seid euch eures Herrn gewahr, unseres edlen Herren, dem Grafen Ludwig zu Helfenstein und seiner Angetrauten, der edlen Margarete von Edelsheim, denen ihr gehuldigt und zu Diensten gelobet, so wir gekommen sind, um das zu holen, was ihnen zusteht für ihre große Gnade und Gunst, die sie euch gewähren. So fordere ich in ihrem Namen, um zu geben, was ihr mit heiligem Eid geschworen.« Der Amtmann betete die althergebrachte Huldigungsformel lustlos und nahezu unverständlich herunter, fast so, als wäre es ihm zuwider, so viele Worte um eine geregelte Sache zu machen. Andächtig und ehrfürchtig hielt der Dorfälteste sein Haupt gesenkt, bis der Amtmann ausgeredet hatte. Schließlich hob er den Kopf und die rechte Hand, spreizte drei Finger ab und erneuerte den Schwur mit den Worten: »So beschwören wir den Bund und danken unserem edlen Herrn für seine Gnade«

Die Worte des Konrad Heimbach waren klar, laut und gut gesprochen, dennoch war zu spüren, dass auch dies nur Worte waren, denen mittlerweile jeglicher Sinn fehlte. Die einzige Gnade und Gunst, die der Helfensteiner den Bewohnern Lennachs in diesem Jahr zuteil werden ließ, war, sie nicht mit seinem Besuch zu belästigen. Erst im letzten Jahr hatte der Helfensteiner während eines Jagdausfluges mit seiner Gesellschaft den Mittag in Lennach verbracht. Die gräflichen Herren und Damen hatten gefressen und gesoffen und sich die Wampen auf Kosten der Lennacher vollgeschlagen, ohne zu fragen, wieviel Mühe es machte, die kargen Felder zu bestellen, das Vieh zu füttern und zu hegen und das Unkraut in den Gärten zu jäten. Die Lennacher waren froh und dankten Gott, als die Jagdgesellschaft drei Stunden später wieder von dannen zog. Es war den Bauern, als seien Heuschrecken über die Felder hergefallen und hätten alles abgezehrt, was grün und gut im Saft stand. Es war schon ein Übel mit diesem Geschmeiß. Doch Konrad Heimbach riss sich zusammen. Er ließ sich von seinen Gedanken nichts anmerken und lächelte dem Amtmann freundlich zu.

»So, dein Grinsen wird dir noch vergehen, Heimbach! Der Kaiser führt Krieg in Italien. Er hat um Unterstützung ersucht. Jedes Dorf, jeder Weiler, der keinen kampffähigen Mann stellen kann, wird zwei Heller von jedem Hof und einen Pfennig für jeden Mann abgeben. Nur für eure Weiber müsst ihr nicht zahlen, die holen's euch schon selbst aus der Tasche.«, rief der Amtmann lautstark und belustigt dem Dorfältesten zu, ehe er lauthals schallend über seinen eigenen Witz lachte. Auch die Reiter lachten mit. Nur die Lennacher, die lachten nicht. Auch dieses Jahr war die Ernte schlecht ausgefallen. Viele machten sich sogar Sorgen darum, ob sie überhaupt durch den Winter kommen würden. Die Frühjahrstürme hatten das Korn gebogen und zerschmettert. Die lange Dürre

im Sommer hatte das Ihrige dazu beigetragen und auch den Rest noch dezimiert. Doch die Herren forderten ihr Recht, ganz egal, ob davon Menschenleben abhingen.

»Bedenkt, edler Herr, die Ernte war schlecht, der Sturm und die Trockenheit haben uns vieles genommen! Wir können nur von dem geben, was der Herr, unser Gott, uns armen Menschen übrig gelassen hat. Ich bitt' euch edler Herr«, sagte Konrad Heimbach, ehe er sich zurück zu den Dörflern begab.

»Heimbach, Heimbach, der Herr war euch zornig! Ihr habt mutmaßlich ein sündiges Leben geführt, so dass euch Recht geschah. Ich werde euere gotteslästerlichen Verfehlungen nicht auch noch unterstützen. Ihr gebt, was ich euch auftrage. Im Buche steht's geschrieben«, entgegnete der Amtmann, und wiederum lächelte er spöttisch. Dann wurde er wieder ernst. Er blätterte eine Seite um und las den Namen des ersten Schuldners vor. Als er die Forderung verlas, wurde es still auf dem Kirchplatz. Die Herren kannten keine Gnade. Für ein Einsehen ob der schlechten Ernten hatten sie kein Ohr, es interessierte sie nicht. Hellerzins, Blutzehnt und auch der Kornzehnt. Mancher musste fast mehr als die Hälfte abgeben. Dann kam die Reihe an Matern Fleischhauer.

»Der Sulmers Hub, bewirtschaftet von dem Matern Fleischhauer und den Seinen«, rief der Amtsreiter aus. »Deine Schuld beträgt fünf Malter Korn, drei Malter Hafer, zwei Fastnachtshühner, drei Sommerhühner von einem Acker und zudem einen halben Gulden. Er steht weiterhin an zu täglichen Diensten mit Pferd und Wagen.«

Missmutig trat Matern Fleischhauer vor, doch er riss sich zusammen, verbarg seinen Ärger.

»Bedenkt, edler Herr«, sagte er und bemühte sich, trotz seiner beträchtlichen Größe und Stattlichkeit unterwürfig und ergeben zu wirken. »Die Ernte war schlecht, große Unwetter sind über unsere Äcker gegangen und haben uns das Korn verhagelt. Es ist zuviel, das ihr fordert. Es ist mehr, als ich geben kann. Ein langer und harter Winter liegt vor uns. Wie soll ich mein Weib und meine Kinder...«

»Schweig!« fiel ihm der Amtmann ärgerlich ins Wort. »Überall das gleiche Jammerlied. So vollgefressen und gefeit ihr ausschaut, schadet es euch nicht, euren Gürtel enger zu schnallen. Du hast die Forderung gehört, nun schick' dich an und geh zu deinem Hof. Die Wagen werden bald zu dir kommen. Und eil' dich, so dass alles fertig und gerichtet ist. Ich will mit dem Tross nicht in die Dunkelheit kommen.«

Schon widmete er sich wieder seinen Aufzeichnungen und malte akribisch einen Haken hinter dem Namen des Schuldners, so als ob sich jeglicher Einspruch einfach durch Tinte und Federkiel austreichen ließe. Matern aber blieb stehen und blickte den Amtmann an. Nach einer Weile schaute dieser wieder auf.

»Pack dich! Hinfort!« raunzte er unwirsch, und wischte mit seiner rechten Hand durch die Luft, gleichwohl, als ob er eine lästige Fliege verscheuchen wollte. Am Liebsten hätte Matern den hageren Burschen im samtenen Wams am Halse gepackt, doch er bezähmte seine Wut. Abschätzend fuhr sein Augen über die bewaffneten Soldknechte, die hinter dem Amtmann standen. Sie wirkten gefährlich und schienen bereit, sich ihren Sold auch verdienen zu wollen. Zögerlich wandte sich Matern um und ging von dannen. Die Menge verschluckte ihn, und schon war die Reihe am Nächsten. Neben Sebastian Steinmetz, dem Freund und Bauern vom Seelberger Hof, blieb der Fleischhauer stehen.

»Man sollte diese Halunken an den höchsten Baum im Dorfe knüpfen«, flüsterte er dem Steinmetz ins Ohr. Sebastian aber warf ihm einen hilflosen Blick zu.

»Sei gescheit´ Matern, es hat keinen Sinn. Wir werden unsere Zeche zahlen müssen, ... noch. Doch sobald der Kaiser den Süden befriedet hat und nach Worms zurückkehrt, werden wir ihm unsere Klagen vorbringen. Der Kaiser ist ein aufrechter Mann. Er wird unsere Sorgen verstehen und den habsüchtigen Herren Einhalt gebieten«, entgegnete Sebastian leise.

»Oh, du Träumer, der Kaiser schert sich einen Dreck um uns! Und nur, weil du für ihn gekämpft hast, wird er dich nicht von deiner Pflicht befreien«, widersprach Matern ehe er weiterging.

Der Amtmann vollendete sein Werk. Auch von Sebastian forderte er einen hohen Zins. Doch er widersprach dem Verlangen nicht, wengleich auch er vom Unwetter nicht verschont geblieben war. Als an diesem Tage der Amtmann mit seinem Tross von dannen zog, blieb sehr viel Unmut und Feindseligkeit gegen die Herrn des Landes zurück. Vergessen würden die Lennacher diese Erniedrigung nicht.

*

Die beiden Frauen wussten, dass es gefährlich war, noch so spät durch den Erlenwald unweit des verrufenen Klosters dieses Ungeheuers zu laufen, doch sie hatten keine andere Wahl. Die beiden Häckerinnen aus Eibelstadt kamen von Randersacker herüber. Dort hatten sie in den Weinbergen des Fürstbischofs gearbeitet und sich ihren Tagelohn verdient. Müde waren sie, müde und ermattet, doch ihr Weg war noch weit. Die Nacht war nicht mehr fern, und die ersten dunklen Wolken zogen von Osten heran. Die Frauen trugen einfache und derbe Schürzen und hatten Kopftücher um ihre Häupter geschlungen, um den frostigen und scharfen Ostwind abzuhalten. Dennoch zogen sie ihr Genick ein. Es war kalt, fast zu kalt für diese Jahreszeit. Die beiden Frauen mochten wohl erst um die dreißig sein. In ihrer schäbigen Tracht war aber dies nicht zu erkennen. Sie wirkten alt und ausgemergelt. Auf ihren Schultern trugen sie ihre Harken. Fast ängstlich schweigend liefen sie auf dem Weg, der mitten durch den dichten Wald führte. Sie hatten es eilig. Nicht, dass sie erwartet würden, das allein war nicht der Grund. Nein, sie wollten diesen verfluchten Wald hinter sich bringen. Darin hauste ein Ungeheuer hieß es, ein mächtiger Unhold, der es auf ihr Leben abgesehen hatte. In den letzten vier Jahren waren sieben Mädchen und Frauen verschwunden. Schwarzhaarige waren es meist. Gerade in dieser Gegend, unweit des Klosters Marienthal. Doch an ein Ungeheuer, an die Sage vom Waldmensch, glaubte niemand mehr so richtig. Vor eben diesen vier Jahren war ein neuer Herr ins Kloster eingezogen. Ein Scheusal in Menschengestalt. Der Schwarze Abt. Niemand hatte bislang in sein Antlitz geschaut, ihn von Angesicht zu Angesicht zu sehen bekommen. Immer wenn er sich unter das Volk mischte und die Klostermauern verließ, trug er eine rabenschwarze Kutte mit einer übergroßen Kapuze, unter der er sein Gesicht verbarg. Er war wie ein Gespenst. Viele Bewohner der nahen Dörfer tuschelten schon, denn ein Wanderer, der vor einigen Monaten hier durch die Region gezogen war und erfahren hatte, dass der Schwarze Abt hier lebte, warnte die Menschen vor dem

grausamen Herrn. Er erzählte, dass auch in Köln, wo der Abt zuvor weilte, Frauen und Mädchen spurlos verschwunden waren. Seither war es ein offenes Geheimnis. Jeder Mann und jede Frau sprach unter vorgehaltener Hand von dem Schurken im Mönchsgewand, doch keiner traute sich, den Verdacht offen zu äußern, denn Hilprant von Tiefenstein, wie der Schwarze Abt in Wirklichkeit hieß, war der Herr in dieser Gegend. Konrad von Thüngen, der Fürstbischof von Würzburg selbst hatte ihn in sein Amt als Kloostervorsteher eingeführt. Hilprant von Tiefenstein unterhielt sogar eine kleine Schar bewaffneter Soldknechte. Eine Leibgarde, wie er sie selbst nannte. Schließlich war er vor seinem Kloosteraufenthalt von der heiligen römischen Kirche, man sagt sogar, vom Papst selbst, als Inquisitor der freien Reichsstadt Köln berufen worden. Unzählige Ketzerprozesse hatte er geführt, und die Meisten hatten mit einem Schuldspruch geendet. Der fremde Wanderer war einer der Wenigen, der dem Abt in der damaligen Zeit entkommen konnte und geflohen war. Und dies tat er dann auch wieder, nachdem er im Wirtshaus von Eibelstadt erfahren hatte, dass der Tiefenstein hier sein Unwesen trieb. Er hatte die Menschen aus Eibelstadt noch Gott befohlen und die Gnade des Herrn erfleht, ehe er sich aus dem Staube machte. Später hieß es dann, dass noch nie ein Reisender so schnell durch das Herrschaftsgebiet des Kloosters Marienthal gewandert sei. Um all dies wussten die beiden Frauen, doch sie hatten keine andere Wahl, wollten sie noch vor Anbruch der Nacht ihr Dorf erreichen. Bei jedem Geräusch, das aus dem Wald drang, zuckten sie zusammen. Und als dann Hufgetrappel zu vernehmen war, sprangen sie beiseite und stürmten in den Wald. Eilig verbargen sie sich hinter Büschen und Bäumen. Eine Kutsche kam des Weges. Gezogen von sechs Pferden. Eine große Kutsche, eine feine Kutsche, eine schwarze, komfortable und wertvolle Kutsche. Auf den Türen leuchtet das Wappen. Ein schwarzweißes, schräg geteiltes Wappen mit der Mitra und zwei gekreuzten Bischofsstäben. Es war das Wappen von Hilprant von Tiefenstein, dem Schwarzen Abt. Langsam fuhr die Kutsche am Versteck der Frauen vorbei, und Katharina Frank faltete ihre Hände zum Gebet. Sie musste sich zusammenreißen, denn die Angst kroch ihre Glieder hinauf. Im Wagen saß eine Gestalt. Nur schemenhaft erkannte sie die riesige Kapuze. Der Schwarze Abt selbst war es, den sie erspähte. Erschrocken fuhr sie zusammen, glaubte sie doch, einen roten Schimmer unter der Kapuze zu erkennen. Teufelsaugen! Fast schien es, als würde der Wagen halten, doch dann fuhr er weiter. Gefolgt von zwölf Reitern, bewaffnet mit langen Spießen, gekleidet in schwarzweiße Waffenröcke, verschwand der seltsame Zug hinter der nächsten Biegung. Erst als die beiden Frauen kein Hufgetrappel mehr vernahmen, rafften sie sich wieder auf. »Ich sah die Augen, sie funkelten rot, so rot wie...die Augen... die Augen des Teufels«, stammelte Katharina aufgeregt und schlug ein Kreuz. Die Frauen setzten ihren Weg fort, aber sie gingen nicht mehr, sie rannten, und von Zeit zu Zeit blickten sie sich ängstlich um.

*

Sein Mund war ausgetrocknet wie ein abgezehrter und brachliegender Acker im Hochsommer. In seinem Kopf tanzten hunderte, nein tausende Hummeln einen wilden